

HISTORISCHE SPRACHVARIATION: DAS WERDEN DER SPRACHE IM SPRACHGEBRAUCH*

Der Autor ist pensionierter Professor für Sprachwissenschaft am Seminar für Deutsche Philologie der Universität Göttingen.

Der Mythos der Einsprachigkeit

In der Geschichte der Reflexion über Sprache spielte von jeher die Vorstellung eine große Rolle, es müsse letztlich eine Sprache geben, die eine optimale Verständigung zwischen den Menschen ermögliche und auf die alle anderen untereinander verschiedenen Sprachen zurückgeführt werden könnten. Dem entsprach in der christlichen Tradition des Abendlandes der Mythos vom Turmbau zu Babel, der die Existenz verschiedener Sprachen zwischen den Menschen und im Kontrast zu der einen ursprünglichen Sprache des Paradieses (1. Mos. 2, 19) als Folge einer Strafkaktion Gottes (1. Mos. 11, 1 ff.) verstand, die erst mit dem Pfingstwunder (Apostelgesch. 2, 1 ff.) tendenziell wieder aufgehoben wird.¹ Schon Dante Alighieri (*De vulgari eloquentia* I, IX, 4 ff.) hat aber am Ende des Mittelalters (ca. 1300) diesen Mythos umgedeutet² und dabei auf die Mehrsprachigkeit Italiens wie auch seiner Heimatstadt Florenz verwiesen. Auch die Idee einer allen Sprachen zugrundeliegenden Form, einer Universalsprache, reicht mindestens bis ins Mittelalter zurück: Der englische Franziskanermonch und doctor mirabilis Roger Bacon (ca. 1220-1292) drückte das so aus: „Grammatica una et eadem est secundum substantiam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur.“³ (siehe S. 25). Aus der Erfah-

rung einer heterogenen Sprachpraxis, mit der z. B. die Ratsschreiber in den spätmittelalterlichen Städten zu kämpfen hatten, und aus sozialen Motiven entstand dann auch für das Deutsche der Wunsch, über eine standardisierte Sprachform zu verfügen, die – wie vorher die lateinische Sprache – als Verständigungsbasis und Orientierungsgröße für das sprachliche Handeln für ‚höhere‘ Zwecke und in größeren Zusammenhängen dienen könne. Damit verbunden war immer der Prozess einer zunehmenden Verschriftlichung und Demotisierung von Sprache durch neue Techniken (bes. den Buchdruck) und öffentlich zugängliche Medien (Polenz 2000, S. 114 ff.)

WUNSCHVORSTELLUNGEN EINER SPRACHE ODER UNIVERSALSPRACHE STEHT DIE ERFAHRUNG VON MEHRSPRACHIGKEIT IN VIELEN SITUATIONEN GEGENÜBER

Solchen Wunschvorstellungen stand jedoch stets die alltägliche Erfahrung von Mehrsprachigkeit in vielen Situationen gegenüber, vor allem in den Städten, bei Reisen, in

den Kontaktzonen zwischen unterschiedlichen Sprachräumen oder bei der Rezeption gelehrter und literarischer Texte. Mehrsprachigkeit in Form der Kombination von Mitteln aus verschiedenen Sprachen oder spezialisierten Subsprachen sowie eine grenzüberschreitende sprachliche Kreativität erwiesen sich dabei als notwendig, um Prozesse sprachräumlicher Ausgliederung, die Ausbildung komplexer sozialer Strukturen innerhalb von Sprachgemeinschaften oder immer wieder neue situative und kulturelle Anforderungen fortlaufend und flexibel meistern zu können. Diese Mehrsprachigkeit musste sich dann in Texten niederschlagen, die zur Bewältigung entsprechender multifunktionaler Situationen dienten und daher Basis sprachhistorischer Analysen sein müssten.

DIE HETEROGENEN VORGÄNGE DES AUSBAUS UND WANDELS VON SPRACHEN WERDEN ERST IN DEN LETZTEN JAHREN INTENSIVER ERFORSCHT

Demgegenüber hat sich aber die Sprachgeschichtsforschung lange auf andere Aufgaben konzentriert, z. B. auf die Nachzeichnung von unterschiedlichen Standardisierungsprozessen oder die Rekonstruktion von Sprachsystemen und deren Veränderungen unter dem Einfluss

„Grammatica una et eadem est secundum substantiam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur.“

Roger Bacon (1220-1292)

Die Grammatik ist ein und dieselbe nach ihrem Wesen (Substanz) in allen Sprachen, kann aber nach ihren speziellen Eigenschaften (Akzidentien) unterschiedlich aussehen.

externer und interner Faktoren. Gerade die heterogenen Vorgänge des Ausbaus und Wandels von Sprachen zu erfassen und funktional zusammenzuführen, ist jedoch eine Aufgabe, die erst in den letzten Jahren energischer in Angriff genommen wurde.

Rekonstruktion sprachlicher Systeme

Wer sich historisch mit Sprachen befasst,⁴ stößt immer wieder auf scheinbar chaotische Verhältnisse, die man nur dadurch verstehen und bewältigen kann, dass man sie systematisch zu rekonstruieren versucht. Dabei hat es die historische Sprachwissenschaft einerseits mit häufig unübersichtlichen Erscheinungen des „Sprachlebens“, z. B. bei Erwerb und Gebrauch, bei der Variation, dem Kontakt und dem Wandel von Sprachen zu tun, andererseits mit unterschiedlichen Prozessen der inneren wie äußeren Systematisierung. Innere Systematisierung findet statt, wenn Sprachen in den verschiedenen Formen des Sprachlebens gleichsam ‚unter der Hand‘ entwickelt, d. h. von ihren Nutzern an bestimmte Kriterien, z. B. der technischen Rationalisierung, der kommunikativen Verständigung oder der kulturellen Profilierung, angepasst werden.⁵

Sehr früh kamen in der traditionellen Sprachreflexion etwa die Kriterien der Klarheit (Motiviertheit), der Gleichförmigkeit (Analogie) oder der Einfachheit (Ökonomie) in den Blick. Aber Prozesse dieser inneren Systematisierung können auch zur Verkomplizierung, zur expressiven Mehrdeutigkeit oder zur Redundanzsteigerung führen, vor allem bei subkulturellen Differenzierungen, was wieder zum Anlass für weitere evolutionäre Bearbeitungen werden kann (Lüdtke 1980). Die psychologisch orientierte Sprach- und Stilforschung vor allem zwischen den Weltkriegen (z. B. Havers 1931) hat dazu einiges interessantes Material zusammengetragen.

Prozesse der äußeren Systematisierung liegen dann vor, wenn sprachliche Eigenschaften oder Gebrauchsweisen explizit Bewertungen unterworfen werden, die unterschiedlich, z. B. durch idealisierende Sprachmodelle oder durch pädagogische Zielsetzungen, motiviert sind. Ein zentraler, dennoch vager Begriff ist hier die sprachliche Richtigkeit. Der dazu komplementäre Begriff der Norm zeigt, dass dabei soziale Aspekte ins Spiel kommen. Anders ausgedrückt: Normen haben stets eine selektive Funktion, bis hin zur Verfolgung von Normverstößen durch Repression oder sogar Gewalt.⁶ Eine Art äußere Systematisierung wird auch durch sprachwissenschaftliche Deskription betrieben, wobei die Grenzen

zwischen normativer Bewertung und wissenschaftlicher, d. h. methodisch gesicherter und systematisch begründeter Beschreibung fließend sind. Zumindest kann jede wissenschaftliche Deskription auch normativ genutzt werden.

Probleme der sprachlichen Richtigkeit

Das Problem der sprachlichen Richtigkeit trieb schon die alten Griechen zur Zeit Platons um. Eine exemplarische Diskussion findet sich in seinem Dialog „Kratylos“. Drei ‚Richtigkeiten‘ wurden in der Antike häufiger thematisiert (vgl. auch Siebenborn 1976):

- die Richtigkeit der sprachlichen Ausdrücke für die Erkenntnis von Wirklichkeit (i. S. von Angemessenheit bzw. Sprachwahrheit),⁷
- die Richtigkeit der Sprachverwendung relativ zu einem postulierten System von Regeln (Sprachkorrektheit),
- die Richtigkeit beim Gebrauch bestimmter sprachlicher Mittel relativ zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft, anerkannten Sprachvorbildern oder markierten Sprachzuständen (Sprachreinheit).

Doch die konkrete Sprachwirklichkeit, d. h. die Verwendung von Sprache im alltäglichen wie im professionellen kommunikativen Verkehr, widerstand immer wieder diesen Bemühungen um Richtigkeit, konterkarierte sie sogar häufig. So war man in der Sprachreflexion gezwungen, sich auch mit den ‚Abweichungen‘ zu beschäftigen: z. B. mit der sog. Akyrologie (der uneigentlichen Verwendung von Wörtern), mit den Barbarismen (der Verwendung fremder oder unpassender Sprachmittel) oder den Soloecismen (den Verstößen gegen grammatische Regeln).

DAS PROBLEM DER SPRACHLICHEN RICHTIGKEIT TRIEB SCHON DIE ALTEN GRIECHEN UM

Geradezu ‚horrifiziert‘ wurden diese Abweichungen dann, wenn man sie zu ‚Leiden‘ oder ‚Lastern‘ einer Sprache machte, die nicht nur – im Interesse einer besseren Verständigung – zu vermeiden, sondern moralisch zu geißeln und energisch zu therapieren seien (Cherubim 2001). Die Folge davon waren u. a. Proskriptionslisten sprachlicher Fehler, sog. Antibarbari, die heute noch – freilich in gemäßigter Form – als Sammlung von Zweifelsfällen fortgeführt werden, und eine Fülle von „Grammatiken des Häßlichen“, die sich in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreuten (Cherubim 1983). Doch

wie konnte man die vielfältigen sprachlichen Abweichungen, die offensichtlich unvermeidbar sind, in die Systematik von Sprachen integrieren?

Zur Integration sprachlicher Abweichungen

Ausgehend von unseren Alltagserfahrungen scheint es sinnvoll zu sein, lebende Sprachen als offene Systeme, d. h. als geordnete Mengen von zeichenbildenden Regeln zu verstehen, die stets heterogen motiviert sind, unterschiedlichen Bedürfnissen entsprechen und sozial immer wieder neu abgestimmt werden müssen. Solche Regelsysteme lassen aber nicht nur prinzipiell Abweichungen zu, sondern benötigen sie, um flexibel und produktiv zu bleiben. Wie soll man aber dieser Anforderung beim Versuch einer Rekonstruktion der sprachlichen Systematik gerecht werden? Keine wirkliche Integration ermöglicht wohl das traditionelle Verfahren der Indizierung oder Ächtung sprachlicher Abweichungen als ‚Fehler‘, das lange dominant war.⁸ Einen anderen Weg legte Jacob Grimm im Zusammenhang mit seiner Kritik des „Sprachpedantismus“ nahe und versuchte ihn in seiner historischen Grammatik zu praktizieren:

In der sprache aber heiszt pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn; entweder an der oberfläche jener regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungenen ausnahmen still blickende regel gar nicht ahnen. alle grammatischen ausnahmen scheinen mir nachzügler alter regeln, die noch hier und da zucken, oder vorboten neuer regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. Die pedantische ansicht der grammatik schaut über die schranke der sie befangenden gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verstockter beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der sprache veraltende, das sie nicht länger faszt, und wider die keime einer künftigen entfaltung, die sie in ihrer seichten gewohnheit stören (Grimm 1847/1984, S. 42)⁹.

Neben dieser historischen Relativierung wurde dann von der sog. Prager Schule vorgeschlagen, von unterschiedlichen Graden der Geschlossenheit sprachlicher Systeme auszugehen, d. h. zwischen Zentrum und Peripherie zu unterscheiden, so dass Abweichungen wenigstens in den Randbereichen von Sprachen bzw. Grammatiken berücksichtigt werden konnten.¹⁰ Das Problem war dabei, die Grenze zwischen Kernbereich und Peripherie

festzulegen. Als Varianten dieses Ansatzes kann man vielleicht moderne Prototypen- oder Defaulttheorien ansehen.

Ein anderer Weg wurde wesentlich durch die ältere Dialekt- und Sondersprachenforschung begründet. Hier bot es sich an, von einer Vielzahl koexistierender sprachlicher Systeme oder von komplexen Diasystemen auszugehen, aus denen wiederum historisch durch Selektion, Transformation und Abstraktion Leitsysteme gewonnen werden könnten, die (idealerweise) als Standards technisch am besten ausgebaut sind, über die größte kommunikative Reichweite verfügen, den höchsten sozialen Status beanspruchen und daher die Funktion einer Nationalsprache übernehmen können. Die Modellierung solcher komplexen Verhältnisse führte dann zu Variationsgrammatiken, wie sie schon Wolfgang Klein (1975) skizziert hat. Mit Blick auf die Sprachwirklichkeit musste man dann allerdings erkennen, dass die Mischung verschiedener Systeme in bestimmten Aktionsformen zu Erscheinungsformen (z. B. zu Umgangs- oder Verkehrssprachen) führte, die nur schwer systematisierbar erschienen.¹¹ Noch problematischer erwiesen sich Versuche einer Systematisierung der stilistischen Variation, wie sie z. B. ansatzweise in Wörterbüchern zur deutschen Gegenwartssprache oder in Stillehren praktiziert wurden: Nicht nur, weil schon die Kriterien der Unterscheidung von Stilen vage oder unscharf

waren, sondern auch, weil man feststellen musste, dass einzelne Stilphänomene (z. B. die Vulgarisierung, höfliche oder sog. gehobene Sprechweisen) je nach historischen Bedingungen unterschiedlich entwickelt waren.

ANALYSEN HISTORISCHER TEXTE UND GESPRÄCHE ERSCHEINEN REALISTI- SCHER, WENN SIE DAS MANAGEMENT VERSCHIEDE- NER SPRACHLICHER MÖGLICHKEITEN NACH- ZEICHNEN

Darüber hinaus scheint es für die Analyse historischer Sprachzustände generell nicht angemessen zu sein, vorgängig von relativ geschlossenen Systemen und Subsystemen auszugehen. Realistischer erscheint es, von unterschiedlichen Dimensionen sprachlicher Differenzierung auszugehen, die eine beständige Restrukturierung von Sprache bewirken und u. a. Prozesse der Neubildung von Zeichen (Nomination) wie der Deaktivierung obsolet gewordener Möglichkeiten, der Ausbildung und Zuordnung von Varianten für bestimmte kommunikative und soziale Zwecke, aber auch Prozesse der inner-systematischen Optimierung (z. B. Vereinfachung, Ökonomisierung) oder relativ freier Abwandlungen für explorative, spielerische, poetische oder sprachkritische Ziele umfassen, an die das konkrete Sprachverhalten jeweils anzupassen ist. Wie das Management dieser ver-

schiedenen Möglichkeiten sich im Sprachgebrauch zeigt, müssten Analysen historischer Texte und Gespräche dann nachzeichnen können.

Beispiele: Zwei historische Textausschnitte

Sprachwissenschaft als Rekonstruktion der Systeme oder Diasysteme von Sprachen bleibt also unbefriedigend, wenn man die historische Realität des Sprachgebrauchs ins Auge fasst, die ja über den Gebrauch einer Sprache und ihrer Subsprachen hinaus in vielen Milieus auch die Nutzung anderer Sprachen mitberücksichtigen muss. Als Alternative bietet sich hier ein kommunikativ-pragmatischer Ansatz an, wie er bereits auch praktiziert wird (Kilian 2005). Dabei wird davon ausgegangen, dass Sprachbenutzer über geordnete Mengen markierter und unmarkierter Varianten auf verschiedenen Ebenen und für unterschiedliche Zwecke verfügen und diese je nach Intention, Situationsdeutung oder Kommunikationszusammenhang einsetzen, wobei das jeweilige Sprach-, Norm- und Erfahrungswissen eine Filterfunktion ausübt und der Einsatz der Varianten auch der Dynamik von laufenden Interaktionen angepasst wird (vgl. schon Hartung 1979). Zwei ausgewählte sprachhistorische Momentaufnahmen aus dem 19. Jahrhundert (vgl. auch Cherubim 1983) sollen das abschließend noch verdeutlichen.

Diese kleine Geschichte welche ich von meinem Leben sehr früh anfangs, würde bei manchen Leser Zweifel erregen. Da ich in meiner zarten Kindheit nicht wissen kann, was bei meiner Geburt und ehe ich Reden und Denken konnte passiert ist. Ich glaube aber die Reden meiner Mutter und bin überzeugt daß Sie mir keine Unwahrheiten gesagt hat.

Die Zeit erlaubt es mir jetzt, einen kleinen Aufsatz davon aufzusetzen. Ich bin aber kein Schreiber und habe nur wenige Kenntnisse in der Orthographie, man mag mir dieserhalb bei vorkommenden Fällen schonen. Badeln' ist leichter, den selber gut zumachen, und sehr ährlich! besser machen als man kann.

Die Kriegs Periode habe ich nur ganz kurtz abgefaßt, den ein Soldat der im Reih und Glied steht und seiner Pflicht getreu ist, der kann von Krieg nicht so viel erzählen, als Einer beim vollen Glase neben den Ofen aus die Zeitung deklamiert.

1 badeln: albern, dummreden (Berghaus, Bd. 1, S. 72)

5

Text 1: Auszug aus „Die Lebensgeschichte des Johann Christoph Pickert“

Der erste Textausschnitt (siehe oben) stammt aus der „Lebensgeschichte des Johann Christoph Pickert“, einer rückblickenden autobiographischen Erzählung, die erst vor kurzem als Handschrift entdeckt und nahezu diplomatisch getreu, d. h. mit der eigenartigen Interpunktion, den orthographischen Verschreibungen, grammatischen Fehlern etc. zum Druck gebracht wurde. Der Text wurde nach 1824 und vor dem Tod des Verfassers (1845) niedergeschrieben, vielleicht dann noch von einem Vetter des Autors redigiert und sauber abgeschrieben. Er berichtet über das ereignisreiche Leben eines Handwerkers und Soldaten unmittelbar vor und nach den Napoleonischen Kriegen, und zwar aus der Perspektive des kleinen Mannes, und gehört damit zu den zahlreichen autobiographischen Texten aus verschiedenen sozialen Schichten, die aus dem 19. Jahrhundert auf uns gekommen sind und uns damit zwar sehr subjektive, aber relativ ‚nahe‘ Einblicke in das sprachliche Leben der Zeit liefern. Hier soll nur die Exposition dieses Textes betrachtet werden, die bereits andeutet, welche Sprachlagen der Verfasser zu handhaben versucht.

Worum geht es ihm? Das „Aufsetzen“ von Texten ist eigentlich nicht sein Metier, sagt er, doch er hat eine gewisse Schulbildung erfahren, über die im Text ausführlich berichtet wird, und verfügt durchaus über einige literarische Schablonen, die als Klischees hier und im gesamten Text der Autobiographie reichlich genutzt werden, sowie über eine bestimmte Fähigkeit distanzierter pragmatischer Reflexion seines Vorhabens. Dennoch schlägt auch die „ährliche“ Absicht in emotional gefärbten Äußerungen ebenso durch, wie das niederdeutsche (ostfälische) Substrat, das aber meist nicht in direkter Form als Dialektwendung (Beispiel: „badeln“), sondern in Form von grammatischen Interferenzen oder Hyperkorrekturen („ich glaube aber die Reden“; „aus die Zeitung deklamiert“) erscheint. Dazu kommen, wenn auch in diesem kurzen Ausschnitt nur andeutungsweise sichtbar, zwei weitere Züge, die nicht nur aus der Biographie des Verfassers abzuleiten sind, sondern auch



zum Bild schriftlich aufgesetzter Texte (also zur konzeptuellen Schriftlichkeit) gerade bei den sog. kleinen Leuten in dieser Zeit zu gehören scheinen:¹² Anklänge an die Verwaltungssprache („man mag mir dieserhalb bei vorkommenden Fällen schonen“), mit der sie – oft nur rezeptiv – zu tun hatten, wie die verinnerlichten sprachlichen Wendungen des eigentlichen beruflichen Metiers als Identitätsmarker, hier des Soldatenlebens („im Reih und Glied“; „seiner Pflicht getreu“). Was wir an dieser Stelle nicht (wohl aber an anderen Stellen des 206 Seiten umfassenden Texts) greifen, sind die politischen und sozialen Gallizismen, meist in orthographisch verfremdeter Form, die sich dann aber vor allem in dem Teil des Textes häufen, die von der Schlacht bei Jena und Auerstedt bzw. der anschließenden, längeren Gefangenschaft in Frankreich handeln. Es wäre sicherlich reizvoll, würde man diesen Text und weitere Ausschnitte von Kriegsbriefen einfacher Leute aus der Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich 1870/71 gegenüber stellen, wie sie, freilich unter einer anderen Perspektive, nämlich der Auseinandersetzung mit dem

Dicht bei der kleinen grünen Thür wurde er von Siegmund Gosch eingeholt, der ihn mit knochiger Hand am Arm ergriff und mit gräßlicher Flüsterstimme fragte: »Wohin, Herr Konsul? ...«

Das Gesicht des Maklers war in tausend tiefe Falten gelegt. Mit dem Ausdruck wilder Entschlossenheit schob sich sein spitzes Kinn fast bis zur Nase empor, sein graues Haar fiel düster in Schläfen und Stirn, und er hielt seinen Kopf so tief zwischen den Schultern, daß es ihm wahrhaftig gelang, das Aussehen eines Verwachsenen zu bieten, als er hervorstieß:

»Sie sehen mich gewillt, zum Volke zu reden.«

Der Konsul sagte:

»Nein, lassen Sie mich das lieber thun, Gosch ... Ich habe wahrscheinlich mehr Bekannte unter den Leuten ...«

»Es sei!« antwortete der Makler tonlos. »Sie sind ein größerer Mensch, als ich.« Und indem er seine Stimme erhob, fuhr er fort: »Aber ich werde Sie begleiten, ich werde an Ihrer Seite stehen, Konsul Buddenbrook! Mag die Wut der entfesselten Sklaven mich zerreißen ...«

»Ach, welch ein Tag! Welch ein Abend!« sagte er, als sie hinausgingen ... Sicherlich hatte er sich noch niemals so glücklich gefühlt. »Ha, Herr Konsul! Da ist das Volk!«

Die Beiden hatten den Korridor überschritten und traten vor die Hausthür hinaus, indem sie auf der oberen der drei schmalen Stufen stehen blieben, die auf das Trottoir führten. Die Straße bot einen befremdenden Anblick. Sie war ausgestorben, und an den offenen, schon erleuchteten Fenstern der umliegenden Häuser gewahrte man Neugierige, die auf die schwärzliche, sich vorm Bürgerschaftshaus drängende Menge der Aufwacher hinablickten. Diese Menge war an Zahl nicht viel stärker, als die Versammlung im Saale und bestand aus jugendlichen Hafen- und Lagerarbeitern, Dienstmännern, Volksschülern, einigen Matrosen von Kauffahrteischiffen und an-

208

deren Leuten, die in den geringen Stadtgegenden, in den »Twieten«, »Gängen«, »Wischen« und »Höfen« zu Hause waren. Auch drei oder vier Frauen waren dabei, die sich von diesem Unternehmen wohl ähnliche Erfolge versprachen, wie die Buddenbrooksche Köchin. Einige Empörer, des Stehens müde, hatten sich, die Füße im Rinnstein, auf den Bürgersteig gesetzt und aßen Butterbrot.

Es war bald sechs Uhr, und obgleich die Dämmerung weit vorgeschritten war, hingen die Öllampen unangezündet an ihren Ketten über der Straße. Diese Tatsache, diese offenbare und unerhörte Unterbrechung der Ordnung, war das Erste, was den Konsul Buddenbrook aufrichtig erzürnte, und sie war schuld daran, daß er in ziemlich kurzem und ärgerlichem Tone zu sprechen begann:

»Lüd, wat is dat nu bloß für dumm Tüg, wat ji da anstellt!«

Die Vespernden waren vom Trottoir emporgesprungen. Die Hinteren, jenseits des Fahrdammes, stellten sich auf die Zehenspitzen. Einige Hafenarbeiter, die im Dienste des Konsuls standen, nahmen ihre Mützen ab. Man machte sich aufmerksam, stieß sich in die Seiten und sagte gedämpft:

»Dat's Kunsel Buddenbrook! Kunsel Buddenbrook will 'ne Red' hollen! Holl din Mul, Krischan, hei kann höllschen fuchtig warn! ... Dat's Makler Gosch ... kiek! Dat's son Aap! ... Is hei 'n beeten öwerspönig?«

»Corl Smolt!« fing der Konsul wieder an, indem er seine kleinen, tiefliegenden Augen auf einen etwa 22jährigen Lagerarbeiter mit krummen Beinen richtete, der, die Mütze in der Hand und den Mund voll Brot, unmittelbar vor den Stufen stand. »Nu red' mal, Corl Smolt! Nu is' Tiet! Ji heww hier den leewen langen Namiddag bröllt ...«

»Je, Herr Kunsel ...« brachte Corl Smolt kauend hervor. »Dat's nu so 'n Saak ... öäwer ... Dat is nu so wied ... Wi maaken nu Revolutschon.«

»Wat's dat för Undög, Smolt!«

»Je, Herr Kunsel, dat seggen Sei woll, öäwer dat is nu so wied ... wi stünd nu nich mihrtaufreeden mit de Saak ... Wie verlangen nu ne anner Ordnung, un dat is ja ook gor nich mihr, daß dat wat is ...«

»Hür mal, Smolt, un ihr annern Lüd! Wer nu 'n verstännigen Kierl is, der geht naa Hus un scheert sich nich mihr um Revolution und stört hier nich de Ordnung ...«

»Die heilige Ordnung!« unterbrach Herr Gosch ihn zischend

»De Ordnung, seg ick!« beschloß Konsul Buddenbrook. »Nicht mal die Lampen sind angezündet ... Dat geht denn doch tau wied mit de Revolution!«

Corl Smolt aber hatte nun seinen Bissen verschluckt und, die Menge im Rücken, stand er breitbeinig da und hatte seine Einwände ...

»Je, Herr Kunsel, dat seggen Sei woll! Öäwer dat is man bloß wegen das allgemeine Prinzip von dat Wahlrecht ...«

»Großer Gott, du Tropf!« rief der Konsul und vergaß, platt zu sprechen vor Indignation ... »Du redest ja lauter Unsinn ...«

»Je, Herr Kunsel«, sagte Corl Smolt ein bißchen eingeschüchtert; »dat is nu Allens so as dat is. Öäwer Revolutschon mütt sien, dat is tau gewiß. Revolutschon is öwerall, in Berlin und in Poris ...«

»Smolt, wat wull ji nu eentlich! Nu seggen Sei dat mal!«

»Je, Herr Kunsel, ick seg man bloß: wie wull nu 'ne Republike, seg ick man bloß ...«

»Öwer du Döskopp ... Ji heww ja schon een!«

»Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een.«

Einige der Umstehenden, die es besser wußten, begannen schwerfällig und herzlich zu lachen, und obgleich die Wenigsten die Antwort Corl Smolts verstanden hatten, pflanzte diese Heiterkeit sich fort, bis die ganze Menge der Republikaner in

210

breitem und gutmütigem Gelächter stand. An den Fenstern des Bürgerschaftssaales erschienen mit neugierigen Gesichtern einige Herren, mit Bierseideln in den Händen ... Der Einzige, den diese Wendung der Dinge enttäuschte und schmerzte, war Siegmund Gosch.

»Na Lüd«, sagte schließlich Konsul Buddenbrook, »ick glöw, dat is nu dat Beste, wenn ihr Alle naa Hus gaht!«

Corl Smolt, gänzlich verdutzt über die Wirkung, die er hervorgebracht, antwortete:

»Je, Herr Kunsel, dat is nu so, un denn möht man de Saak je woll up sick beruhen laten, un ick bün je ook man froh, dat Herr Kunsel mi dat nich öwelnehmen daut, un adjüs denn ook, Herr Kunsel ...«

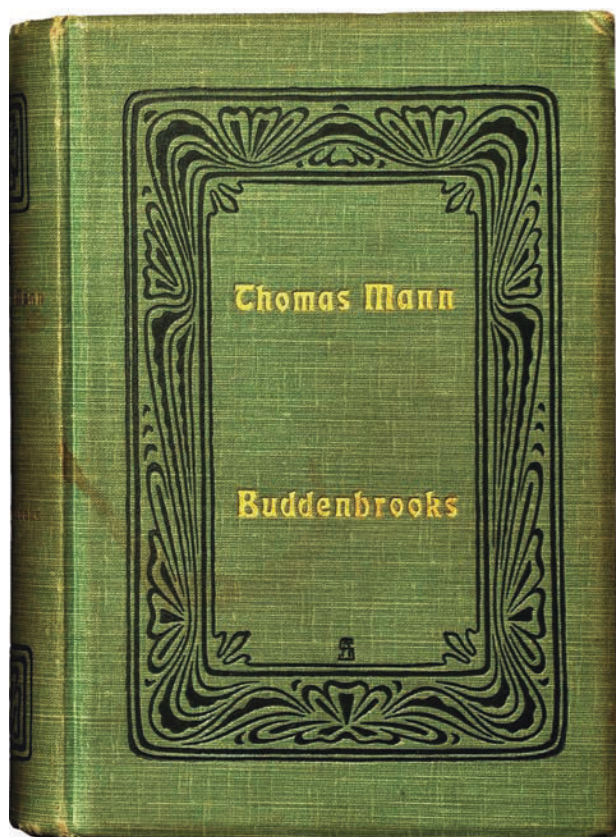
Die Menge fing an, sich in der allerbesten Laune zu zerstreuen.

Text 2: Textauszüge aus Thomas Manns „Buddenbrooks“ (S. Fischer 2002)

Schrecklichen und den eigenen Gefühlen, von anderen beschrieben wurden.¹³ Sprachgeschichte kann nur an Profil gewinnen, wenn man die Perspektiven, zeitlich wie inhaltlich, wechselt.

SPRACHGESCHICHTE GEWINNT PROFIL MIT ZEIT- LICHEN WIE INHALTLICHEN PERSPEKTIVWECHSELN

Der zweite Text (siehe rechts) ist ein Beispiel aus der klassischen Literatur, hier aus Thomas Manns berühmtem Roman „Buddenbrooks“, der 1900 bzw. 1901 erschien, dessen Handlung aber ins 19. Jahrhundert zurückgreift. Literarische Texte können freilich nur mit bestimmten Einschränkungen als Quellen für sprachhistorische Analysen verwendet werden: Sie geben einerseits die wirkliche Sprachpraxis nur indirekt, d. h. selektiv und idealisierend, wieder, näher an dem also, wie man sie auch in der Praxis, ohne sie technisch aufzuzeichnen, wahrnimmt; sie können andererseits aber auch nicht ohne vorgängige Alltagserfahrungen geschrieben und rezipiert werden, selbst wenn diese Erfahrungen wiederum nur indirekt am Sprachmaterial älterer Menschen oder durch Lektüre älterer Texte gewonnen wurden. Ihr sprachhistorischer Wert besteht also vor allem darin, uns eine gezielte Annäherung an die wirkliche Sprachpraxis zu ermöglichen, die dann an anderem, authentischem Material zu überprüfen ist.



Erstausgabe im S. Fischer-Verlag 1901

Der hier gewählte Ausschnitt bezieht sich auf die letztlich gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848 in Deutschland, speziell die Ansätze dazu in Lübeck. Gleichsam als Vertreter der Lübecker Bürgerschaft macht sich der Konsul Buddenbrook, in Begleitung des Maklers Gosch, der sich das Aussehen eines „Verwachsenen“ gibt, auf, um zu einer zusammengewürfelten Menge kleiner Leute (Hafen- und Lagerarbeiter, Dienstmänner, Volksschüler, Matrosen und Leute, „die in den geringen Stadtgegenden [...] zu Hause waren [...] auch drei oder vier Frauen“) zu sprechen. Der Makler Gosch, der sich schon als Held in einem großen Konflikt fühlt, präsentiert uns und dem Konsul die Ausgangssituation mit großer Geste: „Ha, Herr Konsul! Das ist das Volk!“

Sprachlich interessant an dieser Szene ist zunächst, wie sich der wohlhabende und gebildete Lübecker Großbürger auf die kleinen Leute einstellt: Er wechselt von der gesprochenen Standardsprache, die besonders in Norddeutschland (trotz eines gewissen dialektalen Akzents, den wir immer mithören müssen) den sozialen Status anzeigt, zum ortsüblichen Dialekt, also der sprachlichen Aktionsform, ohne die der Verkehr mit den kleinen Leuten in der Mitte des 19. Jahrhunderts kaum möglich war. Dazu gehört auch eine Anredeform mittlerer Distanziertheit (nd. *Ji* = *Ihr*), die konfliktmindernde Funktion haben kann, auch wenn (oder weil) sie die Perspektive von oben nach unten, also das Patriarchalische nicht leugnet. Nur selten wird in unserem Ausschnitt diese Sprachlage, die von den kleinen Leuten nur asymmetrisch (mit *Sei* = hd. *Sie*) beantwortet werden kann, verlassen: Im Zorn bzw. ‚vor Indignation‘ hin zum Hochdeutschen und zum *Du* („Großer Gott, Du Tropf! [...] Du redest ja lauter Unsinn!“) und einmal – aus nicht erkennbaren Gründen – zum „*Sei*“. Was hier aber nicht mehr vorkommt, ist die Anrede in der dritten Person Singular (*Er / Sie*), die in dieser Zeit klar des-

pektierlich gemeint war und deswegen z. B. in Preußen für das Militär durch Kabinettsordre vom 26. Juni 1848 – wenigstens offiziell – abgeschafft wurde (wie auch die satirische Zeitschrift „Der Kladderadatsch“ von 1848 berichtete).

Der Textausschnitt erlaubt aber, noch einen anderen Punkt anzusprechen, der für die Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert nicht unbedeutend war und eine Erweiterung des Varietätenspektrums im Deutschen beinhaltete: die Ausbildung einer politischen Sprache. Auffällig ist ja, dass die Aufrührer in diesem Text eigentlich keine politische Konzeption haben und sich nur zweier Schlagwörter („Revolution“ und „Republik“) bedienen, deren Sinn sie auf Nachfrage nur vage umschreiben können („ne anner Ordnung“, „das allgemeine Prinzip von dat Wahlrecht“). So fällt es dem Konsul leicht, den Konflikt zu trivialisieren („Nicht mal die Lampen sind angezündet [...] Dat geiht denn doch tau wied mit de Revolution!“) und ins Lächerliche zu ziehen („Öwer du Döskopp [...] Ji heww ja schon een“): Denn die Hansestadt Lübeck war ja schon von altersher ein republikanisches Gebilde, wenn auch mit unterschiedlichen Rechten für ihre Bewohner. Selbst die Schlagfertigkeit des Kontrahenten Corl Smolt („Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een!“) rettet die Sache nicht mehr. Die Luft ist raus, der Konflikt geht

im „breiten und gutmütigen Gelächter“ unter, die Leute lassen sich nach Hause schicken.

Ganz sicher: So einfach dürfte es wohl in der Realität nicht zugegangen sein. Thomas Manns Erzählung erinnert hier stark an satirische Darstellungen vom Umgang der kleinen, unbeholfenen Leute mit der Revolution, wie wir sie auch aus der satirischen Berliner Straßeneckenliteratur (1977) kennen. Tatsächlich gab es ja durchaus schon eine politische Diskussion seit der französischen Revolution, auch in Deutschland, und über die Art, wie politische Konzeptionen sprachlich verhandelt wurden, kann man sich anhand von Untersuchungen zum Frankfurter Parlament von 1848 (Grünert 1974) oder zum Sprachgebrauch im Ersten Vereinigten Preußischen Landtag von 1847 (Kalivoda 1986) gut ein Bild machen. Dennoch trifft es zumindest für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts noch zu, dass man sich mangels Praxiserfahrungen noch lange schwer tat, politische Konflikte adäquat und wirkungsvoll zu artikulieren, so dass man, wie es auch Georg Büchner im „Hessischen Landboten“ tat, ersatzweise gerne auf bestimmte Techniken der religiösen Sprache, insbesondere der Predigtsprache, zu-

rückgriff. Etwas ausführlicher kommt bei Thomas Mann in diesem Zusammenhang aber die Sprache der politischen Reaktion, hier in der Stimme des Schwiegervaters des Konsuls, Lebrecht Kröger, zu Wort: „Parbleu, Jean! Man müsste diesen infamen Schmierfinken den Respekt mit Pulver und Blei in den Leib knallen [...] Das Pack [...]! Die Canaille!“ Aber er war ja auch schon achtzig Jahre alt und ohnehin gegen jede politische Veränderung eingestellt.

Schluss

Die Beispiele illustrieren für das 19. Jahrhundert einen Ausschnitt aus der Vielfalt sprachlicher Stile des Deutschen und ihrer Kombinationsmöglichkeiten zu spezifischen kommunikativen Zwecken.

Beide Texte zeigen, wenn auch in unterschiedlicher Weise, wie ein Management der verschiedenen sprachlichen Möglichkeiten aussehen kann. Im ersten Text setzt der Verfasser (intuitiv) unterschiedliche Schwerpunkte, indem er das ihm verfügbare Varietätenspektrum nutzt. Er koordiniert hoch- und niederdeutsche Elemente, konzeptuell mündliche mit konzeptuell schriftlicher Sprachlage, berufliche Fachsprache und fremdsprachliche Einflüsse. In diesem Sinne steht der Text in exemplarischer Weise für die Kombination von Mittel aus verschiedenen Varietäten, Stilen und Sprachen.

Der zweite Text reflektiert – literarisch eingebunden – die sprachliche Abweichung als interaktiv ausgehandelte Abstimmung kommunikativer Ressourcen. Die im Entstehen begriffene politische Sprache wird nachgezeichnet; daneben werden regionale und soziale Varietäten zueinander in Bezug gesetzt und als literarisches Mittel verwendet, um die gesellschaftliche Strukturierung abzubilden und zu dramatisieren. Damit werden sprachliche Abweichungen in ein soziolinguistisches System integriert, das in einer sinnstiftenden Relation zu den gesellschaftlichen Strukturen steht.

In diesem Sinne demonstrieren beide Texte einerseits die Fraglichkeit dessen, Sprache als geschlossenes System zu konzeptualisieren. Auf der anderen Seite illustrieren sie die Virtuosität, mit der Sprecher sich ihrer vielschichtigen sprachlichen Kompetenzen bedienen. Die Multifunktionalität sprachlicher Abweichungen und die Kombination und Koordination unterschiedlicher sprachlicher Mittel dient so der effektiven Konstruktion eines funktionierenden Ganzen.

Anmerkungen

* Für hilfreiche Ergänzungen und Korrekturen danke ich Frau Doris Stolberg, IDS Mannheim.

¹ Vgl. Herder (1794), ferner die Materialsammlung von Borst (1957-1963). Vor allem in der Frühen Neuzeit wurde dieses Thema dann breit diskutiert (Klein 1999).

² Die babylonische Sprachverwirrung wird hier auch mit der fachsprachlichen Divergenz der Arbeiter, die am Turmbau mitwirkten, zusammengebracht.

³ Zit. nach Robins (1967), S. 91, Anm. 19. Man fühlt sich dabei an die moderne Konzeption von Universal-sprache und einzelsprachlicher Parametrisierung erinnert. Zum mehrdeutigen Begriff der Sprachuniversalien vgl. Coseriu (1975).

⁴ Zum hier herangezogenen weiteren Begriff von Historizität vgl. Oesterreicher (2001). Noch im 19. Jh. wurde *historisch* auch als Gegenbegriff zu *theoretisch*, also i. S. von 'empirisch', 'erfahrungsgestützt', erstanden.

⁵ Bewusst vermeide ich hier R. Kellers (1990) Redeweise von der „unsichtbaren Hand“ in der Sprache, die m. E. zu kurz greift. Vgl. auch Polenz (2000), S. 72 ff

⁶ Das klassische Beispiel hierfür ist die Geschichte vom Shibboleth im Alten Testament, d. h. einer ‚falschen‘ <s>-Aussprache, die mit Tötung bestraft wird. Zur Diskussion um den Normbegriff vgl. Bartsch (1985)

⁷ Diese Art von Richtigkeit wurde vor allem in der Barockzeit ausgiebig diskutiert. Gardt (1995) spricht hier von der *Eigentlichkeit* (der Sprachzeichen). Sie ist darüber hinaus immer wieder Thema von Sprachkritik – bis heute.

⁸ Eine (liberalere) Form dieser Praxis stellt das noch heute übliche Verfahren dar, Abweichungsmöglichkeiten wenigstens in Fußnoten oder stilistischen Anhängen von Grammatiken zu notieren.

⁹ Fortführung bei Henri Frei in seiner Fehlergrammatik (1929).

¹⁰ Vgl. die jetzt aktuellen Diskussionen in Machicao y Priemer (2014). In ähnliche Richtung wiesen auch programmatische Beiträge zu „Randgrammatiken“ (Fries 1987) oder sog. „realistischen“ Grammatiken (Reis 1979).

¹¹ Stellmacher (1981). Zum Konzept der Verkehrssprachen vgl. Cherubim 2006, der Umgangssprachen vgl. Mihm (2000).

¹² Vgl. dazu Schikorsky (1990).

¹³ Vgl. auch die von Isa Schikorsky (1999) herausgegebene Briefsammlung aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71.

Literatur

Quellen:

Berliner Straßeneckenliteratur. Humoristisch-satirische Flugschriften aus der Revolutionszeit. Zusammenge-stellt, eingeleitet und kommentiert von Gesine Albert. Stuttgart: Reclam 1977.

Herder, Johann Gottfried: Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfest. Riga: J. F. Hartknoch 1794.

Kladderadatsch. Organ für und von Bummel. Nr. 11, Sonntag, den 16. Juli. Berlin 1848 (Nachdruck. 5. Aufl. Dortmund: Harenberg Kommunikation 1978).

Mann, Thomas: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman. Hrsg. und textkritisch durchgesehen von Eckhard Heftrich unter Mitarbeit von Stephan Stachorski und Herbert Lehnert. Frankfurt am Main: S. Fischer 2002.

Pickert, Johann Christoph: Lebens-Geschichte des Unterofficie Pickert, Invalide bey der 7.ten Compagnie. Mit einem Nachwort herausgegeben von Gotthardt Frühsorge und Christoph Schreckenber. 2. Aufl. Göttingen 2006.

Forschung:

Bartsch, Renate (1985): Sprachnormen. Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer.

Borst, Arno (1957-1963): Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. 6. Bd. Stuttgart: Anton Hiersemann.

Cherubim, Dieter (1983): Zur bürgerlichen Sprache im 19. Jahrhundert. Historisch-pragmatische Skizze. In: Wirkendes Wort 33, S. 398-422.

Cherubim, Dieter (2001): Pathologia Linguae. Die „Krankheiten“ der Sprache und ihre Remedur. In: Burkhardt, Armin / Dieter Cherubim (Hg.): Sprache im Leben der Zeit. Beiträge zur Theorie, Analyse und Kritik der deutschen Sprache in Vergangenheit und Gegenwart. Helmut Henne zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, S. 427-447.

Cherubim, Dieter (2006): Das Konzept der „Verkehrssprache“ und die frühen geographischen Berichte über Nordeuropa. In: Arold, Anne / Henrik Nikula / Dagmar Neuendorff (Hg.): Deutsch am Rande Europas. Tartu: University Press, S. 13-31.

Coseriu, Eugenio (1975): Die sprachlichen (und die anderen) Universalien. In: Schlieben-Lange, Brigitte (Hg.): Sprachtheorie. Hamburg: Hoffmann und Campe, S. 127-161.

Frei, Henri (1929): Grammaire des fautes. Genève: Slatkin.

Fries, Norbert (1987): Zu einer Randgrammatik des Deutschen: Zur Theorie randgrammatischer satz ertiger Konstruktionen. In: Meibauer, Jörg (Hg.): Satzmodu zwischen Grammatik und Pragmatik. Referate anlässlich der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Heidelberg 1986. Tübingen: Niemeyer, S. 75-95.

- Gardt, Andreas (1995): Das Konzept der „Eigentlichkeit“ im Zentrum barocker Sprachtheorie. In: Gardt, Andreas / Klaus J. Mattheier / Oskar Reichmann (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer, S. 145-167.
- Grünert, Horst (1974): Sprache und Politik. Untersuchungen zum Sprachgebrauch der Paulskirche. Berlin / New York: de Gruyter.
- Hartung, Wolf Dietrich (1979): Sprachliche Varianten und ihre Systematisierbarkeit. In: Rosengren, Inger (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lund: Gleerup, S. 96-106.
- Havers, Wilhelm (1931): Handbuch der erklärenden Syntax. Ein Versuch zur Erforschung der Bedingungen und Triebkräfte in Syntax und Stilistik. Heidelberg: Winter.
- Kalivoda, Gregor (1986): Parlamentarische Rhetorik und Argumentation. Untersuchungen zum Sprachgebrauch des 1. Vereinigten Landtags in Berlin 1847. Frankfurt a. M. / Bern / New York: P. Lang.
- Keller, Rudi (1990): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen: Francke.
- Kilian, Jörg (2005): Historische Dialogforschung. Tübingen: Niemeyer.
- Klein, Wolfgang (1973): Variation in der Sprache. Ein Verfahren zu ihrer Beschreibung. Kronberg im Taunus: Scriptor.
- Klein, Wolf Peter (1999): Die ursprüngliche Einheit der Sprachen in der philologisch-grammatischen Sicht der frühen Neuzeit. In: Coudert, Allison P. (Hg.): The Language of Adam = Die Sprache Adams. Proceedings of a conference held at the Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, May 30 - 31, 1995. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 25-56.
- Lüdtke, Helmut (1980): Sprachwandel als universales Phänomen. In: ders.: Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels. Berlin / New York: de Gruyter, S. 1-19.
- Machicao y Priemer, Antonio / Nolda, Andreas / Sioupi, Athina (Hg.) (2014): Zwischen Kern und Peripherie: Untersuchungen zu Randbereichen in Sprache und Grammatik. Festschrift zum 64. Geburtstag von Norbert Fries. Berlin / Boston: de Gruyter.
- Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner u. a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. Berlin / New York: de Gruyter, S. 2107-2137.
- Oesterreicher, Wulf (2003): Historizität – Sprachvariation, Sprachverschiedenheit, Sprachwandel. In: Haspelmath, Martin / Ekkehard König / Wulf Oesterreicher / Wolfgang Raible (Hg.): Language Typology and Language Universals / Sprachtypologie und sprachliche Universalien / La typologie des langues et les universaux linguistiques, 2. Halbbd. Berlin / New York: de Gruyter, S. 1554-1595.
- Polenz, Peter v. (2000): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. I: Einführung, Grundbegriffe, 14. bis 16. Jahrhundert, 2. überarbeitete und ergänzte Aufl. Berlin / New York: de Gruyter.
- Reis, Marga (1979): Ansätze zu einer realistischen Grammatik. In: Grubmüller, Klaus u. a. (Hg.): Befund und Deutung: Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. Festschrift für Hans Fromm zum 60. Geburtstag, 26. März 1979. Tübingen: Niemeyer, S. 1-21.
- Robins, Robert Henry (1967): A Short History of Linguistics. London: Longman.
- Schikorsky, Isa (1990): Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens kleiner Leute (=RGL 107). Tübingen: Niemeyer.
- Schikorsky, Isa (Hg.) (1999): „Wenn Doch Dies Elend Ein Ende Hätte“: Ein Briefwechsel aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. Köln / Weimar / Wien: Böhlau.
- Siebenborn, Elmar (1976): Die Lehre von der Sprachrichtigkeit und ihren Kriterien. Studien zur antiken normativen Grammatik. Amsterdam: Grüner.
- Stellmacher, Dieter (1981): Sprache und Sprechen in Niedersachsen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Bildnachweise

- Seite 28: Abdruck des Buchcovers mit freundlicher Genehmigung des Wallstein-Verlags.
- Seite 30: Foto H.-P. Haack, April 2009 in Wikimedia Commons. ■